

Music ›by heart‹



Foto: Danny Higgins

Er habe in seiner Karriere nie etwas geplant, sagt Robert Hollingworth, und wenn er jetzt als Dozent an die Universität von York gehe, sei das sein erster festbezahlter Job nach über zwanzig Jahren freischaffender Tätigkeit als Ensembleleiter, Radiomoderator und Herausgeber. Aber bei allem, was er macht, ist er doch in erster Linie Sänger. Die Freude daran erlebt er am intensivsten im Ensemble, als ›part of a machine‹, wie er es nennt. Als Dirigent sieht er seine wichtigste Aufgabe darin, sich entbehrlich zu machen. Am liebsten sind ihm Aufführungen, die ohne ihn auskommen – und ohne Noten. Auswendig oder, wie es auf Englisch heißt, ›by heart‹ zu musizieren und dabei wie Schauspieler auf der Bühne zu agieren, ist das Markenzeichen seiner ›Fagiolini‹. Wir trafen ihn bei den Landshuter Hofmusiktagen, wo Hollingworth und sein Ensemble mit ›L'Amfiparnaso‹, einem ihrer Erfolgsstücke, der Commedia dell'arte Reverenz erwiesen, die seit dem Wirken Orlando di Lassos an diesem Ort eine deutsche Heimat hat.

Im Gespräch: Robert Hollingworth

Die Fragen stellte Johannes Jansen

1986 haben Sie I Fagiolini gegründet. An welche Art ›Bohnen‹ haben Sie dabei gedacht?

Bei der Gründung wäre mir nicht in den Sinn gekommen, dass die Gruppe so lange bestehen würde. Wir gaben damals ein einziges Konzert am New College in Oxford, wo ich auch studierte. Die Londoner Musiker, die sich mit historischen Instrumenten befassten und die wir in Oxford kennenlernten – unser Dirigent Edward Higginbottom war ja ein Spezialist auf diesem Gebiet –, trugen Sandalen und galten allesamt als Vegetarier. Alte Musik hieß ›beany music‹, und so kamen wir auf ›fagiolini‹. In Italien haben wir dann allerdings erfahren, dass der Begriff dort einige ziemlich schmutzige Nebenbedeutungen hat. Für uns ist es einfach ein Name. Aber er passt zu uns, weil wir uns selbst auch nicht allzu ernst nehmen.

Ist Humor eine Grundvoraussetzung für Ihre Arbeit?

Für uns selbst schon. Aber die Musik nehmen wir ernst, sehr ernst sogar. Humor hilft, wenn man mit einer kleinen Gruppe von Menschen sehr lange zusammen ist. Das ist wie in einer Ehe – da ist es auch gut, wenn man lachen kann.

Welches waren die wichtigsten Stationen Ihrer Arbeit in den vergangenen 25 Jahren? Welche Erfahrungen haben sich Ihnen besonders eingeprägt?

Unsere ersten Konzerte haben wir nicht für Musikliebhaber veranstaltet, sondern für unsere Freunde und Kommilitonen. Davor hatte ich auch schon ein kleines Gesangsensemble. Mir war es immer wichtig, dass wir in der Lage sind, Menschen mit ganz unterschiedlichen Interessen anderthalb Stunden lang zu unterhalten. Musiker gehen zumeist von sich selber aus und überlegen, welche Stücke sie aufführen

möchten. Ich denke viel über die Menschen nach, die da sitzen und der Musik zuhören sollen. Ein Konzert zu planen, ist wie die Zubereitung eines Mahls. Ich mag es nicht, wenn man Leuten einfach nur ein ganzes Madrigalbuch oder lauter Motetten vorsetzt. Die Stücke sind zwar so überliefert, aber die Publikationsform hat nichts mit der Darbietung zu tun. Es geht um die Frage, wie man damals Musik gehört hat und wie wir es heute tun. Unser heutiges Publikum ist kulturell ganz anders geprägt als das von vor vierhundert Jahren.

Was bedeutet das für ein Stück wie ›L'Amfiparnaso‹, eine musikalische Komödie von 1597? Im Prolog sagt Orazio Vecchi, der Komponist, dies sei kein Stück fürs Auge, sondern für das Ohr. Das Publikum damals war mit den Gestalten der Commedia dell'arte vertraut, und Vecchi konnte sich darauf verlassen, dass die Anspielungen im venezianischen Dialekt auch ankommen